

## Werk

**Label:** Periodical issue

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1899

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273\\_0001|log96](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0001|log96)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Oskar Hofsfeld.

I. Jahrgang.  
Nr. 16.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifenbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 20. December  
1899.

[Alle Rechte vorbehalten.]

## Die Verunstaltung von Hameln an der Weser.

Dreiviertel Stunden oberhalb von Hameln liegt am linken Ufer der Weser der Ohrberg, eine vereinzelt, mälsige Anhöhe, deren rother Sandstein zum Flusse hin in steilen Klippen abfällt, während ihr langgestreckter Rücken einen waldartigen Park trägt, den nach den Freiheitskriegen der damalige Besitzer, Oberst v. Hake, in unfreiwilliger Muse mit vieler Sorgfalt anlegte. Noch vor einigen 30 Jahren erschien, von dort aus gesehen, das alte Hameln mit seinen steilen Ziegel- oder violettgrauen Sollinger Platten-Dächern, über die nur die Kirchthürme und der hohe First des Hochzeithauses herausragten, fast ganz so, wie es Merian um 1654 zeichnete. Nur die Außenbefestigungen waren bis auf ein paar Wartthürme und etwas Mauerwerk im Laufe der Zeit verschwunden; die Anmuth der landschaftlichen Umgebung aber mit ihrem reichen Kranz bewaldeter Berge übertraf in der Wirklichkeit bei weitem alles, was der alte Stecher in seiner Unbeholfenheit zur Darstellung zu bringen vermocht hatte.

Kam man, anstatt am Flusse herunter, aus dem Lande von Osten her, so kündigte sich die Nähe der Stadt durch eine prächtige vierfache Lindenallee an, von der die Landstraße in die Mitte genommen ward, und an deren linker Seite zumal sich damals ein Gebiet stiller Gärten ausbreitete, die, von Hecken umzogen, zwischen Obstbaumkronen hier und da ein kleines Gartenhäuschen heraussehen ließen. Der Eintritt dann in die Stadt selbst entsprach in seinem Gemisch von Stattlichkeit und idyllichem Behagen ganz den vorbereitenden Eindrücken. Die Osterstraße, eine Fortsetzung der Landstraße, ist von alters her in so beträchtlicher Breite

angelegt, wie sie mittelalterliche Städte nicht häufig aufweisen. Eine Anzahl hervorragend schöner Giebelhäuser in reich ornamentirtem Stein- oder zierlichem Holzbau, aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammend, schmückten und schmückten noch heute ihre beiden Seiten, um auf der rechten mit dem prächtigen sogenannten Hochzeithause abzuschließen, das um 1610 zu öffentlichen Zwecken, wahrscheinlich unter Leitung des Erbauers von Schloß Hämelschenburg von der Bürgerschaft errichtet wurde. Während Markt und Marktkirche im Rücken dieses Hauses liegen, biegt links die Bäckerstraße ab — in ähnlichem Charakter und abgesehen von dem ersten engen Stück in gleicher Breite gehalten —, um

über den weiterhin rechts anstossenden Münsterplatz zur Weserbrücke Hauptverkehrsadern zu führen. Um diese Hauptverkehrsplätze und Hauptverkehrsadern her, die sich nach den Seiten hin überall in schmalere Gassen verästeln, breitete sich die alte Stadt, einen Halbkreis beschreibend, aus, dessen Achse die Weser bildet.

In die Poesie solcher Zustände trug vor etwa drei Jahrzehnten die Eröffnung der Eisenbahn Hannover—Hameln—Altenbeken den ersten Gärungstoff. Der Bahnhof war in beträchtlicher Entfernung von der Stadt angelegt worden, und es entstand, wo ehemals ein Labyrinth von Gärten mit schmalen heinnlichen Zugangswegen gewesen war, nach und nach ein neuer Stadttheil. Wohl fahren die Wagen der Gastwirthe noch heute großentheils zur alten Osterstraße, anstatt der langen neuzeitlichen Straße zu folgen, die vom Bahnhofe geradeaus westerwärts führt; aber erst auf Um-



Abb. 1. Ansicht von Hameln.  
Nach einem Stahlstiche vom Jahre 1828.



Abb. 2. Stadtbild von Hameln 1899 mit der neuen, in rothem und gelbem Backstein aufgeführten Wesermühle.

wegen erreichen sie die Allee, und nicht mehr zwischen Gärten hindurch, sondern an kahlen oder schwülstig aufgeputzten, großstädtischen Miethhäusern und Modepalästen vorüber, denen das Kainszeichen neuzeitlicher Speculation deutlich aufgeprägt ist. So wachsen um die ehemalige Stadtgrenze von allen bebaubaren Seiten her rasch nicht nur neue, unschöne Straßenviertel aus der Erde, sondern auch Fabriken in Hülle und Fülle, die mit ihren Riesenschornsteinen die Luft durchqualmen: eine Entwicklung, die im allgemeinen zu sehr im Umschwung der Zeitverhältnisse begründet ist, um ihr geradeswegs ausweichen zu können, auf deren Maß und Richtung im einzelnen aber doch hätte eingewirkt werden können, wenn Einmütigkeit der Gesinnung in der Bürgerschaft vorhanden gewesen wäre.

In besonderem Maße verhängnißvoll war der Bau der neuen Wesermühle, die vor anderthalb Jahrzehnten auf der Weserinsel errichtet wurde. Die schon erwähnte Brücke stützt sich zwischen beiden Ufern nochmals auf einen schmalen, langgestreckten Landstreifen in der Mitte des Stromes, auf dessen Wiesengrunde ehemals nur eine bescheidene Wassermühle samt Wohn- und Wirtschaftsgebäuden alten Schlages stand, die mit den Bäumen und Büschen umher den anmuthigsten Vordergrund für die fernere Landschaft bildete (Abb. 1). Ungehindert schweifte das Auge stromabwärts über den glänzenden Fluß, das reich angebaute Wiesen- und Ackergerölde des Thales, bis zu den in blaue Ferne sich verlierenden waldigen Höhen der Wesergebirgskette, die auf einem ihrer Vorsprünge die alte weithin leuchtende Schaumburg trägt. Dingelstedts tiefstempfundenes Gedicht erzählt in ergreifenden Strophen von dem Zauber, den der heimathliche Strom gerade an dieser Stelle mit seinem hohen, rauschenden Wehr und der herrlichen Landschaft zu beiden Seiten auf sein Knaben- und Jünglingsgemüth ausübte. Diese poetische Schönheit ist vollkommen vernichtet, seit das Riesengebäude der neuen Wassermühlenanlage mit seinen unerhörten Abmessungen die ganze Breite des kleinen Eilandes und ein gutes Stück seiner Länge einnimmt. Und nicht nur die Stelle selbst ist verdorben, auch das Stadtbild, wie es sich von den westlichen Höhen her bietet (Abb. 2), wird vollständig erdrückt durch die unförmliche rothe Masse, die alle übrige Architektur in der Nähe durch Höhe und Umfang weitaus überragt. Ja, damit hier gründlich mit allen malerischen Ueberflüssigkeiten aufgeräumt werde, ist am rechten Flußufer, dem ersten schräg gegenüber, ein zweites ähnliches Mühlengebäude aufgeführt worden, die nach 1830 errichtete hübsch geschwungene Kettenbrücke hat man durch eine breitere, häßlich eckige ersetzt, und den bis vor einem Jahre noch ungeschädigten Ausblick stromaufwärts durchquert nun eine neue Eisenbahnbrücke in denkbar unschöner Eisenconstruction.

Doch es genügte noch nicht, dem alten Hameln gleichsam sein

Gewand genommen und es in einen Ring moderner Häßlichkeiten eingeschlossen zu haben: auch in die trauliche Alterthümlichkeit der Stadt selbst mußte Bresche geschossen und ihr Kern mit störenden und zerstörenden Elementen durchsetzt werden! — Gewiß: auch frühere Zeiten sind in manchen Stücken übel genug verfahren. Das Münster, ein ausgezeichnete theils gothischer, theils noch romanischer Bau, der um 1803 von den Franzosen als Speicher benutzt wurde, lag lange vernachlässigt und baufällig da, bis 1870 seine Wiederherstellung begonnen und 1875 vollendet wurde. Ohne an dieser Stelle auf eine Beurtheilung dieser Instandsetzung im einzelnen eingehen zu wollen, soll lediglich anerkannt sein, daß sie überhaupt unternommen wurde. Augenblicklich geht man daran, auch an der Marktkirche umfassende Wiederherstellungsarbeiten vorzunehmen. Aber was will die Instandsetzung eines einzelnen bedeutenderen Gebäudes, auch wenn sie vortrefflich durchgeführt wird, viel bedeuten, wenn es als vereinsamter Zeuge vergangener Zeiten inmitten einer baulichen



Abb. 3. Gothisches Haus am Münsterplatz in ursprünglicher Gestalt.

Umgebung stehen bleibt, die in den grellsten Widerspruch zu ihm gesetzt worden ist? Wenn man aber fortfährt, im Innern der Stadt so niederzureißen und so neu zu bauen, wie es in den beiden letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete des Privathausbaues geschehen ist, so



Abb. 4. Gothisches Haus am Münsterplatz nach dem Umbau.

kann von einem Gesamtcharakter Alt-Hamelns bald nicht mehr die Rede sein. Wohl gab es auch schon vor 30 Jahren in Haupt- und Nebenstraßen vereinzelte Häuser, die, aus der nüchternen Zeit der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts stammend, keinen Anspruch auf Reiz und Bedeutung erheben durften. Aber sie fielen wenigstens nicht auf, fügten sich in Verhältnissen und Farbe ungefähr dem Gesamtbilde anspruchslos ein. Was jedoch soll man sagen zu den Bauschöpfungen, die sich gegenwärtig in der Osterstraße (Abb. 7) und Bäckerstraße zwischen die schönen alten Gebäude eindringen?! Häuser, fast um das Doppelte über ihre Nachbarn sich hinausreckend, mit hohen kahlen Brandmauern, die ihre unqualificirbaren Profilinien ohne Scheu auf dem blauen Himmel abzeichnen, in Farbe und Baustoff, in der Höhe der Stockwerke, in der Größe der Fenster ohne jede Beziehung zu ihrer Umgebung und durch ihre leere Eleganz dem gemüthvoll schlichten Charakter der alten Zeit geradezu ins Gesicht schlagend? Jede Stimmung wird so zur Unmöglichkeit gemacht. Und wenn man nicht niederreißt, so „baut man um“, d. h. man läßt einige schwer verwüstliche alte Grundmauern stehen, um ihnen einen modernen Kasten aufzusetzen, wie es z. B. mit dem reizenden kleinen gothischen Hause am Münsterplatz vor wenigen Jahren geschehen ist, von dem man nichts weiter mehr sieht als die alte, wieder hineingeflickte Inschrift mit der Jahreszahl 1493 (Abb. 3 u. 4). Es versteht sich endlich von selbst, daß auch die Unsitte unserer reclamebedürftigen Zeit reichlich im Schwunge ist, in das Erdgeschoss alter Häuser ungeheuerliche Ladenschauenster einzu-

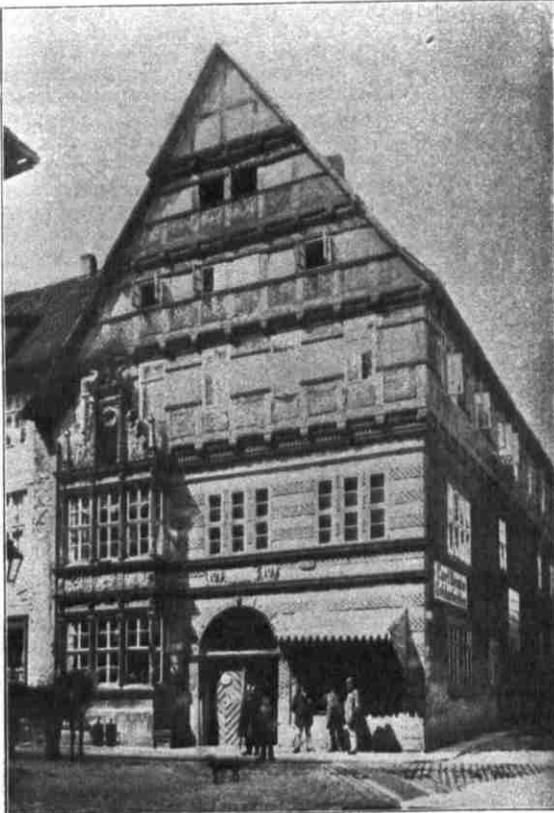


Abb. 5. Das Demptersche Haus in Hameln mit unverändertem Erker.



Abb. 6. Das Demptersche Haus in Hameln mit hineingebrochenen Laden-Schaufenstern.

brechen: eine Mißhandlung, die sogar das herrliche Demptersche Haus am Markt, Ecke der Zehnthofstraße (Abb. 5 u. 6), sich hat gefallen lassen müssen. Unter den kleinen Nebenstraßen aber ist kaum eine mehr, in der nicht der einheitliche Eindruck durch ein paar rothe Backsteinklumpen in ödem Fabrikstil mit flachbogigem Fenstersturz unterbrochen und gestört würde.

Man veranstaltet große Costümfeste, um das Andenken des „Rattenfängers von Hameln“ zu feiern, d. h. desjenigen, von dem J. Wolff in seiner Dichtung erzählt, das bekanntlich zu mehr als neun Zehnteln aus selbsterfundenen Zuthaten besteht. Denn die einzige Ueberlieferung der ursprünglichen Sage ist in den bekannten beiden Inschriften erhalten, von denen die eine am Hochzeitshause, die andere an dem (aus diesem Grunde so benannten) Rattenfängerhause an einer Seitenwand angebracht ist. Neben dem letzteren ist augenblicklich das Nachbarhaus niedrigerissen, um einem Neubau, dem zukünftigen Seitenflügel eines großen Hotels, Platz zu machen, und niemandem scheint es einzufallen, daß es angemessen gewesen wäre, dem alten, denkwürdigen, in prächtigem Renaissancestil um 1602 erbauten Gebäude eine besser entsprechende Nachbarschaft zu erhalten oder zu verschaffen. Dergleichen giebt im Verein mit den üblichen „alt-



Abb. 7. Aus der Osterstraße in Hameln.

deutschen Bierstuben“ den Maßstab, was von der modischen Begeisterung für mittelalterliche Sagen und deutsche Romantik zu halten ist.

Raffe man sich doch endlich zu etwas besserem auf! Hildesheim hat, nachdem auch dort sehr viel gesündigt worden, vor kurzem, wie in Nr. 9 dieses Blattes berichtet wurde, seiner Bauordnung einige vortreffliche Paragraphen hinzugefügt, die für die Zukunft verhindern sollen, daß im Gebiete der alten inneren Stadt irgend ein Neubau oder Umbau ausgeführt werde, der nicht in Verhältnissen, Farbe, Material und Charakter sich der alten Umgebung anpaßt, also in einem der bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschenden Baustile gehalten wäre. In Hameln fehlt es an leitender Stelle in der städtischen Verwaltung durchaus nicht an Verständnis und lebhaftem Bemühen, der Stadt ihr geschichtliches Gepräge zu wahren; aber leider ist das genügende Entgegenkommen seitens anderer maßgebender Elemente bisher ausgeblieben. Möchte man sich doch jetzt entschließen, dem Beispiele Hildesheims zu folgen! Es ist höchste Zeit, thatkräftig einzugreifen, wenn für Hameln „im Kampfe gegen das neuzeitliche landschaft- und städteverwüstende Barbarenthum“ noch etwas Nennenswerthes gerettet und gewonnen werden soll. E. R.

## Die Burgberge und Pfahlbauten in Ostpreußen.

Verschiedene Zuschriften ermuthigen mich, eine kurze Fortsetzung des in Nr. 2 der Denkmalpflege (S. 17) enthaltenen Aufsatzes über die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit in Ostpreußen zu schreiben und die Burgberge wie die Pfahlbauten unserer Provinz näher zu behandeln.

In dem nachgelassenen Werke des großen Forschers v. Cohausen „Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters“, Wiesbaden 1898, sind nur der Hausenberg bei Germau und die „Gardiene“ bei Lochstedt besprochen. Beide sehen heutzutage genau so aus wie 1857, als Cohausen sie besuchte und aufmafs. Die vorgeschichtlichen Burgberge oder Rundwälle, Schlofsberge und „Schwedenschanzen“ sind in Ostpreußen sehr zahlreich. Nachdem Dr. Behla im Jahre 1880 etwa 90 angeführt, hat sich ihre Zahl gegenwärtig durch allseitigen Forschungseifer nahezu verdoppelt. Und diesen Forschungseifer haben fast ausschließlich Mitglieder der Alterthumsgesellschaft Prussia bewiesen, vor allem Major v. Bönigk, Professor Dr. Bujaek und Major Beckherrn. Major v. Bönigk suchte die Rundwälle nach einzelnen Unterschieden zu trennen.

1. Spitzwälle, wie der von Laggarden, zu Nordenburg, der Schneckenberg bei Balga, bei Kiwitten, Orlen, Lasken, Weifsenburg, die alle aufgeschüttet sind.

2. Kesselförmige Burgwälle, wie die zu Spinnerhaus, Wehrwilten, Janowen, Kiauten und Rogallen.

3. Burgwälle mit doppeltem Wall und einem Blockhause in der Mitte, wie Wiersbown und Jeziorken.

4. Burgwälle ohne Wall, durch einfachen Einschnitt entstanden, wie der Wall bei Stobbenort.

5. Durch Schüttung eines quer überreichenden Walles entstandene Wälle ohne Einschnitt, wie die Wildhäuser bei Tammow und Norkitten.

6. Durch Wall und Einschnitt zusammen entstandene Wälle, wie die beiden Grodzisko<sup>1)</sup> bei Engelstein und bei Kuten, der Wall bei Perlswalde, Kraxtepillen, Germau, Ardappen, Ellernhaus und Texeln.

7. Die Brustwehren von Holz oder aus Lehm und Strauchwerk.

8. Der Lagerraum.

9. Die Wassergräben: Unter-Plehen und Garbick bei Cranz.

10. Todter und lebender Verhau: Kleine Hausenberg in der Warnicker Forst.

Das Prussia-Museum verdankt dem Major v. Bönigk verschiedene sehr gut gefertigte Modelle von Burgwällen, so vom Galtgarben, dem Grofsen und Kleinen Hausenberge, dem Hausenberge bei Kraxtepillen, Schlofsberge bei Engelstein und der Befestigungsanlage bei Wehrwilten. Nachbildungen mehrerer dieser Modelle befinden sich auch im Kgl. Zeughause in Berlin. In diesen Wällen haben sich zahlreiche Küchenabfälle gefunden: Knochen von Rind, Kalb, Pferd, Schwein, Schaf und Reh; auch verkohlte Hirse. Eine Menge von Thonscherben, die zum Theil freihändig, zum Theil schon auf der Töpferscheibe gearbeitet sind. Diese Funde sprechen von einer langen Entwicklungsreihe der Rundwälle: Da sich in einzelnen Wällen Stücke aus der Steinzeit, Bronzezeit, verschiedene Eisengeräthe gefunden haben, so mögen die Wälle schon zur Steinzeit dem Menschen als Zufluchtsstätte gedient haben; ebenso sehr aber weisen spätere Eisenwaren, als Steigbügel, Hufeisen, Schwertreste, Parirstangen nach, daß die Wälle bis zur Ordenszeit in Benutzung gewesen sind. Viele sind aber auch vom Deutschen Orden benutzt worden, indem kleinere oder gröfsere Burgen darauf erbaut wurden; so vor allem die Burg Königsberg, Balga, Ragnit.

Durchaus zu unterscheiden sind diejenigen Wälle, die der Deutsche Orden im 14. Jahrhundert anlegte. Der Orden hatte die Landschaften Galinden, Nadrauen, Schalauen und Sudauen nach ihrer Eroberung in eine sogenannte „Wildnis“ verwandelt, die nicht allein unbewohnt blieb, sondern mit der Zeit auch durch starke zusammenhängende Befestigungsanlagen unzugänglich gemacht wurde. Der Grenzwall ist nach Wigand von Marburg auf den Hochmeister Dietrich v. Altenburg zurückzuführen, der im Jahre 1341 drei Wege mit Gräben herstellen liefs, die den Feinden den Zugang und Ausgang in Preußen erschweren sollten. Unter Weg ist hier die Brustwehrkrone gemeint, die in dem unwirthlichen Lande zugleich als Strafsen benutzt wurde. Die Alterthumsgesellschaft Prussia hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Linien und Punkte der Anlage im Gelände aufzufinden, und es ist ihr für einen großen Theil der Grenzlinie gelungen. Danach war der diesseitige Rand der Wildnis von Wehlau ab über Grofs

Söbrost, Sensburg, Bischofsburg bis zur polnischen Grenze in der Nähe von Neidenburg in drei parallelen Wällen in einer Höhe von 3 m und einer Kronenbreite von 2 m schnurgerade über Berg und Thal fortgeführt. Weiches Land wurde durch Knüppeldämme übersetzt, und von Zeit zu Zeit ein Blockhaus oder ein Spitzwall oder eine Reihe dergleichen angelegt. Ihre Vertheidigungsfähigkeit erhielt die Linie vorherrschend durch vorgelegtes Gebüch oder, wie man es im Osten nannte, einen „Haagk“, vorzugsweise von Weifsdorn.

Doch kehren wir zur Heidenzeit zurück. Im Jahre 1896 erschien vom Major Beckherrn eine Schrift „über die Benennungen der ostpreussischen ‚Burgwälle‘ und die Pilleberge im Samlande“ (Altpreuss. Monatsschrift 1896, Heft 5 und 6). Die kleine Schrift hält mehr, als sie dem Titel nach verspricht: Nicht nur die einzelnen Benennungen der Burgwälle werden angeführt, sondern der Verfasser sucht sie auch in der v. Bönigkschen Art zu unterscheiden, indem er viele für reine Cultusstätten erklärt, wie Behla schon vor ihm gethan. So wurden der Hausenberg bei Kraxtepillen, die Tatarenschanze bei Gorczitzen, der Pilleberg bei Plinken, der Schlofsberg bei Prömbock, der Pilgar bei Diewens, der „runde Berg“ bei Passenheim, ursprünglich auch der Hünenberg bei Ekritten u. a. als Stätte für Cultusfeierlichkeiten bezeichnet. Daß „heilige Berge“, so der Szwentkalis bei Gillanden und Wartulischenken, die Swintagora bei Stafswinen, für solche Orte erklärt werden, ist natürlich. Aber auch die mit „Schwedenschanze“ bezeichneten Wälle hält Major Beckherrn meist für heilige Stätten. Die „Schwedenschanzen“ kommen auch in Westfalen, der Lausitz und anderwärts vor. Beckherrn erklärt den Namen wie andere vor ihm aus swints, dem preussischen „heilig“, indem er richtig anführt, daß der Wald swintomedien schon 1326 suitomedien = heiliger Wald geschrieben wurde. Als heidnischen Ursprungs erklärt er den Hünenberg bei Ekritten, Wallewona neben der Wiesenburg bei Unter-Plehen, Lenzenburg, Partegal und Schrandenberg, die Burgwälle bei Pilzen, bei Engelstein, Perwilten, Balga, Schaken und Powunden. Als christlichen Ursprungs: Wiesenburg bei Unter-Plehen, Bichow, Sonnenberg, Grunenberg, Plauten bei Mehlsack, Schlofsberg bei Kraupischkemen, bei Hirschberg, den Richthof bei Medenau, Schneckenberg, Lamgarben und Rinau auf dem Galtgarben.

Es würde zu weit führen, wollten wir den äußerst anregenden Aufsatz Beckherrns im einzelnen verfolgen; wir stimmen seinem Wunsche zu, daß derselbe zu immer weiteren Forschungen auf diesem noch dunkeln Gebiete anregen möge.

Sowohl in der Stein- wie in der Bronzezeit bis in die La Tène-Periode kommen in Ostpreußen Pfahlbauten vor. Nach dem Vorgang von Ferdinand Keller, der 1853 den ersten Pfahlbau in der Schweiz fand, welchem sich Hunderte von Pfahlbauten in Frankreich, Oesterreich, Bayern usw. anreiheten, entdeckte der Rittergutsbesitzer Balduhn 1865 den ersten Pfahlbau in Ostpreußen bei Werder im Aryssee, von dem sich Zeichnungen und ein großes Modell, vom Professor Dr. Heydeck gefertigt, im Prussia-Museum befinden. Der Letztgenannte hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle zu seiner Kenntniß kommenden Pfahlbauten zu besuchen und auszugraben, zufolge dessen wir die Kenntniß aller nachbenannten Pfahlbauten ihm verdanken.

Der Steinzeit angehörig ist der Pfahlbau im Kownatkensee; hier wurden lediglich der jüngeren Steinzeit angehörige Sachen gefunden, als Steinkeile, Schleifsteine, Schleudersteine und Scherben mit dem die Steinzeit kennzeichnenden, echten Schnurornament; ferner Knochen von Bos taurus fossilis, von Hirsch, Reh, Pferd, Schwein und wahrscheinlich auch Rennthier. Der Metallzeit gehören zu die Pfahlbauten im Arys- und Czarny-See, Tulewo- und Szonstag-See und in dem jetzt trocken gelegten See bei Quetz. Die Pfahlbauten bei Dobrowolla, Voigtshoff und Bonslack sind in Bezug auf ihr Alter unbestimmbar, weil sie zu wenig Fundstücke geliefert haben. Im Jahre 1897 fand Heydeck einen Pfahlbau auch in Litauen bei Angerap und eine Moorbrücke bei Duneiken, die nun Parallelen erlaubt mit den schönen Funden der Moorbrücken im Sorgethal, die Dr. Conwentz — prächtig ausgestattet — im genannten Jahre in Danzig herausgab. Die jüngsten aufgefundenen Pfahlbauten liegen in Bogatzewen, Schimonken, Steinort und Arklitten. Aus diesen Untersuchungen hat man den Schluß gezogen, daß diese Pfahlbauten von der frühesten Periode an bis anscheinend in die geschichtliche Zeit reichen, sodafs wir demnach Kenntniß hätten von Pfahlbauten weit über die La Tène-Zeit hinauf.

Königsberg i. Pr., im Februar 1899.

Adolf Boetticher.

<sup>1)</sup> Grodzisko heifst polnisch „umwallter Ort“, wie Pillekalis litauisch „Burgberg“; daher die Stadt Pillekallen.

## Die Loggia von Lesina.

Zu den vielen landschaftlichen Eindrücken, die der Reisende beim Besuche Dalmatiens und seiner Inseln empfängt und die sich zumeist durch charakteristische Bauten alter und neuerer Zeit dem Gedächtnis unverwischbar einprägen, gehört auch der kleine Hafen der Insel und des Städtchens Lesina mit seiner ansprechenden Loggia.

In der Gestalt, wie das Bauwerk in dem nebenstehenden Bilde erscheint, wurde es von dem verstorbenen Prof. Hauser in Wien als ein Werk Michele Sanmichelis (1484—1559) erklärt, wofür dem Forscher ein aufgefundenes Actenstück die Stütze bot. Dann ist der österreichischen Regierung eine Instandsetzung der Loggia empfohlen worden: und da dies auf jene Urkunde und auf eine örtliche Untersuchung hin geschehen ist, mit deren Ergebnis ich mich nicht einverstanden erklären kann, so drängt es mich, auf Grund eigener Prüfung des Bauwerks meine abweichende Erkenntnis der Öffentlichkeit zu übergeben, um die Frage der Urheberschaft an dem Werke in das richtige Licht zu rücken und damit unter Umständen Wiederherstellungsmaßnahmen vorzubeugen, die, auf irrigen Voraussetzungen fußend, geeignet sein möchten, den geschichtlichen Sachverhalt zu verdunkeln.

Schon nach flüchtiger Besichtigung der Loggia stiegen Zweifel in mir auf, daß Sanmicheli, dessen Weise die Formgebung dieses Werkes nicht entspricht, der Urheber desselben in der Gestalt sei, wie es jetzt vor uns steht. Da aber auch der als eifriger Förderer der Alterthumswissenschaften in Dalmatien bekannte und geschätzte Museumsdirector Dr. Bulics sich der Ansicht Hausers angeschlossen hatte, sah ich mich um so mehr veranlaßt, das Bauwerk in allen seinen Theilen einer gründlichen Besichtigung und Prüfung zu unterziehen. Nur wenige Stunden genügte, um als sicher festzustellen, daß die ganze vorgelegte Säulenstellung aus späterer Zeit stammt, und daß nur die hinter ihr befindlichen Wandarcaden das Werk des großen Meisters sein können, mit dessen Bauten in Verona und anderwärts ich mich zufällig kurz zuvor wochenlang eingehend beschäftigt hatte.

Die Abmessungen der Quaderhöhen und der Bogensteine an der Loggia von Lesina, deren Inneres übrigens infolge der verschiedenartigsten Zweckbestimmungen des öfteren verändert worden ist, sind bescheiden und passen sich den Verhältnissen und dem baulichen Zwecke des Bauwerkes trefflich an. Die vorgelegten Steinbänke mit der Freitreppe hingegen, die Balustradenbrüstung der zu Fenstern gewordenen Oeffnungen, die Säulen mit ihren Postamenten und Gebälkkröpfungen, sowie endlich die obere, abschließende Balustrade harmoniren nicht mit diesen Verhältnissen und erweisen sich als in unglaublich lässiger Ausführung später hinzugefügte Theile. Diese Lässigkeit ist soweit gegangen, daß der zwischen den

durchgehenden Rusticapfeilern und den Postamenten verbliebene Zwischenraum von rund 5 cm mit Ziegelstücken ausgezwickt und mit Mörtel verklebt worden ist. Die Säulencapitelle mit ihren doppelten Deckplatten erscheinen Sanmichelis unwürdig, auch die attischen Basen mit ihren romanischen Eckblättern und das Gebälk laufen seinem Stilgefühl zuwider. Das Gebälk ist mit wenig Sorgfalt einem an der rechten Ecke versetzten älteren Stücke nachgebildet und ruht mit einer bis zu 4 cm starken (!) Mörtel-Lagerschicht auf den Arcadenbögen. Diese ganze Steinmetz- und Versetzarbeit ist von schlechtester Ausführung, und alle eben

aufgezählten, nachträglich hinzugefügten Bautheile sind aus einer anderen Steinart hergestellt. Sie stehen in vollem Gegensatze zu dem Quaderwerke der Wand, das in seiner äußerst gediegenen Technik der Ausführungsweise Sanmichelischer Bauten vollkommen entspricht.

Eine ebenso unerwartete wie werthvolle Bestätigung erfahren die Ergebnisse meiner Untersuchung durch die unmittelbar nach derselben erfolgende Begegnung mit einem einheimischen Maestro muratore, Namens Simeone Marchi. Dieser hatte bemerkt, daß ich mich mit der Loggia eingehend beschäftigte und sprach mich daraufhin an. Auf meine Behauptung, der Bau könne, so wie er jetzt dastehe,

unmöglich von Sanmicheli herrühren, stellte er sich zunächst, als wolle er meine Beweisgründe entkräften. Als er jedoch merkte, daß er mich nicht überzeugen könne, erzählte er offenherzig, wie es ihm s. Z. bei der Hauserschen Untersuchung ergangen sei. Damals habe er die jetzt von mir entwickelte und meinem Befund entsprechende Ansicht in allen Dingen unter besonderem Hinweise auf das verschiedene Baumaterial vertreten, sei aber mit der wenig lebenswürdigen Bezeichnung „matto!“ abgeschoben worden. Marchi sah nun in meinem Untersuchungsergebnis eine glänzende Genugthuung für seine damaligen Behauptungen und war sehr erfreut, in seinen eignen Augen gerechtfertigt zu sein.

Falls die Instandsetzung der Loggia von Lesina noch erfolgen sollte, so wird dies selbstverständlich den Regeln vernünftiger Denkmalpflege entsprechend so zu geschehen haben, daß die Bautheile beider Entstehungszeiten erhalten und angemessen wiederhergestellt werden. Zu verlangen, daß etwa die spätere Zuthat beseitigt werde, um das ursprüngliche Werk Sanmichelis herauszuschälen, würde eine Schmälerung der Rechte bedeuten, die sich die Geschichte an dem Baudenkmal erworben hat. Man muß sich eben damit begnügen, den Antheil erkannt zu haben, den der große Meister an dem Werke hat. Diese Erkenntnis weiteren Kreisen zu vermitteln und zu verhindern, daß Sanmicheli fernerhin eine Arbeit zugeschrieben werde, die seiner nicht würdig wäre, hat mich zur Niederschrift dieser Zeilen bestimmt.

Elberfeld, August 1899.

Theobald Hofmann.



Die Loggia von Lesina.

## Vermischtes.

Zu der Herausgabe eines Werkes über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz haben sich bekanntlich seit einer Reihe von Jahren der Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine und die Fachvereine der beiden Nachbarländer verbunden. Das Unternehmen hat den Zweck, durch gewissenhafte Aufnahme und streng architektonische Darstellung der wichtigsten und typischen Schöpfungen der bäuerlichen Baukunst

eine lange empfundene Lücke in den der wissenschaftlichen Forschung zu Gebote stehenden Unterlagen auszufüllen. Zugleich ist es als ein Stück Denkmalpflege anzusehen, insofern es dafür Sorge trägt, daß das durch die Strömung der Gegenwart besonders gefährdete Bauernhaus späteren Zeiten wenigstens in Bild und Beschreibung erhalten wird. In überaus dankenswerther Weise wird der das deutsche Bauernhaus betreffende Theil des Unternehmens mit Rücksicht auf

dessen culturgeschichtliche und künstlerische Bedeutung durch die Reichsregierung dadurch gefördert, daß die vom obengenannten Verbandsverbande erbetene Gewährung eines Zuschusses von 30000 Mark für angezeigt erklärt und dieser Zuschuß zur Hälfte bereits in den Reichshaushalt für 1900 eingestellt worden ist.

**Für die Denkmalpflege im Königreiche Sachsen** wird durch den den Ständekammern für 1900/1901 vorgelegten Haushaltsplan in erfreulicher Weise Fürsorge getroffen. Für Verzeichnung der im Lande vorhandenen älteren Kunst- und Baudenkmäler sowie für Beihilfen und Maßnahmen zur Erhaltung alter, kunstgeschichtlich merkwürdiger Bauwerke und Denkmäler sind 43 000 Mark (27 000 Mark mehr als im vorigen Rechnungsjahre) ausgeworfen. Den Erläuterungen des Titels entnehmen wir, daß das im Jahre 1881 begonnene Inventarisierungswerk bei der Geringfügigkeit der Mittel, die zur Verfügung standen, nicht in der wünschenswerthen Weise und nicht so hat gefördert werden können, wie dies von den Ständekammern erwartet und von der Regierung in Aussicht gestellt worden ist. Zur Zeit ist, da Sachsen als altes Culturland viele Kunstdenkmäler besitzt, nur erst die reichliche Hälfte verzeichnet, es würde daher bei der Fortführung der Arbeiten in der bisherigen Weise und mit den bisherigen Mitteln ein Abschluß des Werkes vor 1912 bis 1920 kaum zu erwarten sein. Die Nachtheile, welche hieraus sowohl betreffs der wünschenswerthen Einheitlichkeit des Werkes als insbesondere auch hinsichtlich der Erhaltung und des Schutzes der einer fortschreitenden Verschlechterung ausgesetzten Denkmäler entstehen, drängen zu einer rascheren Förderung des begonnenen Werkes, und zwar unter Berücksichtigung der inzwischen in den verschiedenen Ländern gesteigerten Ansprüche.

Für hierzu erforderlich hält man:

1) eine Verstärkung der zur Zeit aus nur 5 Mitgliedern bestehenden Denkmal-Commission auf 9 Mitglieder;

2) die Ernennung ehrenamtlich wirkender Pfleger mit der Aufgabe, die Commission auf Anlässe zu Schutzmaßnahmen aufmerksam zu machen, ihr über minderwichtige Fragen Befundberichte und Gutachten zu erstatten und auftragsweise kleine, dem vorliegenden Zwecke dienende Reisen zu machen;

3) die Annahme eines technisch und kunstgeschichtlich geschulten Hilfsarbeiters für den Bearbeiter des Inventarisierungswerkes zur Erledigung minder wichtiger Aufnahmen, Zeichnungen und Beschreibungen;

4) die dem Vorgange in anderen Ländern und einer schon 1875 und 1876 von sachverständiger Seite aus erfolgten Anregung entsprechende förmliche Anstellung des unter 3) genannten Bearbeiters und dessen Besoldung nach Maßgabe seiner umfangreichen künstlerischen Thätigkeit;

5) die Gewährung von Berechnungsgeldern von ungefähr 2000 Mark für von der eingesetzten Commission anzustellende Versuche mit der Tränkung von Steinbildwerken durch Fluats und von jährlich 1000 Mark für Verzeichnung und wissenschaftliche Untersuchung vorgeschichtlicher Alterthümer;

6) Beihilfen von zusammen jährlich 1000 Mark für sächsische Alterthums Museen;

7) eine wesentliche Erhöhung der Summe, die seither schon aufzuwenden gewesen ist.

Hinzugefügt wird, daß diese Forderungen sich innerhalb der Grenzen des unbedingt Nöthigen halten und noch nicht dasjenige erreichen, was in einer ganzen Zahl anderer Staaten für den gleichen Zweck aufgewandt wird.

**Die Wiederherstellung vom Inneren der Ignaz-Kirche in Mainz** ist, wie dem „Mainzer Journal“ mitgetheilt wird, für die nächste Zeit in Aussicht genommen. Der trostlose Anblick des schönen Raumes rechtfertigt nur zu sehr die Absicht, hier bessernd und verschönernd einzugreifen. Wenn die Kirche, ein Werk des kurfürstlichen Bau- raths Joh. Peter Jäger aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, heute einen traurigen, rufigen Eindruck macht, so ist die Ursache nicht zum kleinen Theil auf die Wirkungen von Zeit, Staub und Niederschlägen zurückzuführen. Im wesentlichen geht aber dieser Zustand auf einen schweren Mißgriff zurück, der bei den Herstellungsarbeiten im Jahre 1866 unter Lasinsky gemacht wurde, wo man das ganze Innere der Kirche unter einem aschgrauen Anstrich begrub, ein Vorgehen, das völlig im Widerspruch mit dem Stile der Kirche steht und nur unter Verkenning aller hier zutreffenden Voraussetzungen erfolgen konnte. Wenn es sich jetzt abermals um eine Herstellung der Ignaz-Kirche handelt, so muß bei dem heutigen Stande der Kenntniß in solchen Dingen so verfahren werden, daß ein enger Anschluß an den Geschmack der Bauzeit und an die Absichten des Erbauers angestrebt wird. Diese liefern aber, wenn sie auch aus Mangel an Mitteln nicht zur Ausführung gelangt sind, auf eine feierliche oder gar festliche Wirkung hinaus, erreicht durch leuchtende Töne und farbige Zier, Weiß mit Gold und Marmortönen

u. dgl., wie sie schon durch die vorhandenen, von der Meisterhand Januarius Zicks herrührenden Decken- und Wandgemälde angezeigt werden.

Ein wichtiger Theil der Frage liegt weiterhin in dem Zustande der ebengenannten Decken- und Wandbilder. Ueber ihn wird man vor allem ein verlässiges Urtheil gewinnen müssen. Die Bilder zeigen merkliche Schäden; aber es wird ebensowenig von vollständigem Uebermalen die Rede sein können als von einfachem Reinigen, wie es 1866 vorgenommen wurde. Vielmehr wird es darauf ankommen, eine Kraft zu gewinnen, der die Beurtheilung und die Wiederherstellung eines solchen Werkes ohne Bedenken anvertraut werden können, einen Künstler, der die größte Ehre in die Erhaltung, stellenweis sachgemäße Erneuerung und gewissenhafte Sicherung der Gemälde Zicks setzen und, sollte dies unthunlich sein, sich bei einer getreuen Wiedergabe der großartigen Hauptbilder des alten Meisters bescheiden würde.

**Aufgrabungen in der St. Sebalduskirche in Nürnberg.** Die Sebalduskirche bildet in ihrem Kerne eine aus dem 13. Jahrhundert stammende, ziemlich einheitliche romanische Anlage mit zwei Chören und zwei westlichen Thürmen. Von dieser romanischen Kirche sind heute noch das Mittelschiff und die Westtheile: der westliche Chor mit Krypta und sog. Engelschor sowie die beiden in der gothischen Zeit erhöhten Thürme vorhanden. Aber auch von dem romanischen Querschiffe sind die Außenmauern als Kern der jetzigen gothischen Ostchormauern noch vorhanden und zeigen im Innern vollständig erhalten die alten romanischen Dienste. Völliges Dunkel herrschte aber bis jetzt über den östlichen, 1361 abgebrochenen Chorabschluss der romanischen Kirche. Der Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, welcher über die Bau- und Kunstgeschichte der Sebalduskirche, ähnlich seinem vor zwei Jahren erschienenen Rathhauswerke, ein umfangreiches und reich mit Abbildungen ausgestattetes Werk in Arbeit hat, mit dessen Abfassung Dr. Hoffmann in München betraut ist, hat nun Ende November Nachgrabungen vorgenommen, die von einem schönen Erfolge begleitet waren.

Bei der voraussichtlich symmetrischen Gestaltung des alten Chorabschlusses wurden die Ausgrabungen einseitig vorgenommen, und zwar auf der Südseite. In der Achse des südlichen Querschiffes fanden sich etwa 0,80 m unter dem Fußboden die Grundmauern und mehrere Sockelstücke einer Apsis in unveränderter Lage vor. In der Mittelschiffachse wurde, ebenfalls ziemlich dicht unter dem Fußboden, eine verschüttete Krypta aufgedeckt, deren Wände mit Diensten, Fensterbänken und Treppen noch gut erhalten waren. Die Krypta, welche den ganzen Chorraum ausfüllte und sich über die Vierung hinüberzog, hat eine Länge von 20 m und eine Breite von 7,5 m. Sie ist in fünf Joche getheilt und hat in der Mittelachse eine Säulenreihe. Die Entwicklung der Dienste, die Basenprofilirung und die vorgefundenen Rippenstücke zeigen eine genaue Uebereinstimmung mit den Architekturformen des noch bestehenden romanischen Theiles. Der östliche Abschluss ist durch drei halbkreisförmige Nischen hergestellt, in deren mittlerer die Reste einer Mensa vorhanden sind. Dieser kleblattartige Abschluss dürfte jedoch nur eine Ausschmückung der Krypta gewesen sein, während die aufgehende Apsis einen Halbkreis gebildet zu haben scheint. An Zugängen zur Krypta finden sich zwei seitliche Treppen im Mittelschiff und je eine Treppe im Querschiff.

Die Mauern wurden in ihrer Verbindung mit der Querschiffapsis soweit bloßgelegt, daß die ehemalige ganze Choranlage ziemlich klargestellt sein dürfte. Vor dem Zuschütten wurden sorgfältige Vermessungen und auch Lichtbildaufnahmen hergestellt, welche den genaueren Berichten in dem in Arbeit befindlichen Druckwerke und den Wiederherstellungsplänen zu Grunde gelegt werden sollen.

—z.

**Ueber die baulichen Schäden des Straßburger Münsters** spricht sich der Dombaumeister L. Arntz gelegentlich einer hier nicht näher zu erörternden Auseinandersetzung mit dem Professor Dehio in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 4. d. M. öffentlich aus. Die Zerstörungen, welche nach seinen Ausführungen Feuchtigkeit und Frost dem gewaltigen Bauwerke im Laufe der Jahrhunderte zugefügt haben, sind sehr beträchtlich. Die Oberfläche des Steines blättert ab, in den Quadern zeigen sich Risse, die alten Eisenverankerungen rosten und helfen gerade da zerstören, wo sie schützen und halten sollten. Namentlich gilt dies von den Arbeiten der späteren Zeiten, in denen die alte gesunde Technik mehr und mehr in Verfall gerieth und ein abnehmendes technisches Verständniß fehlerhafte Constructionen im Gefolge hatte, die dem Angriff der Elemente nachweislich Vorschub leisteten. Und als im Beginn dieses Jahrhunderts das Bewußtsein der Pflicht einer Münsterpflege erwachte, da that man zwar manches für die Erneuerung gänzlich in Verfall gerathener oder verloren gegangener Schmucktheile, aber auf die Erhaltung des Baukernes und die Sicherung gefährdeter Bauglieder wurde nicht in ausreichendem Maße Werth gelegt. Die im Jahre 1888 zu einem

Gutachten herangezogenen hervorragenden Sachverständigen Dombaumeister Friedrich v. Schmidt in Wien und Generalinspector der geschichtlichen Denkmäler Böswillwald in Paris konnten nach eingehender Prüfung des damaligen baulichen Zustandes des Münsters nur eine lange Liste augenfälliger Schäden aufstellen. Seit dem Erscheinen dieses Berichtes ist nun zwar die Werkverwaltung nicht müßig gewesen. An der am schwersten getroffenen Südseite hat sie eingesetzt, die Sicherungsarbeiten an der Nordseite des Langhauses und auch bereits an der Südwestecke der Thurmsfront sind in Angriff genommen, vor allem den Constructionsschäden und den Mängeln der Entwässerung wird zu Leibe gegangen. Was bisher zur Beseitigung dieser Uebelstände geschehen konnte, ist aber nur ein kleiner Bruchtheil dessen, was nothwendig geschehen muß, wenn das mächtige Werk, an dem die Väter in treuer Arbeit geschaffen haben, den Enkeln nicht im Zustande traurigster Verwahrlosung hinterlassen werden soll. Auf diesem Gebiete liegen nach Arntz die Aufgaben, die zu lösen sind, wenn die Zukunft des Münsters als gesichert betrachtet werden soll. Diese Aufgaben vereinigen in sich alle die Punkte, welche bei einer vernünftigen Denkmalpflege in Betracht kommen können. Sie beziehen sich auf nothwendiges, auf künstlerisch schönes und auf geschichtlich werthvolles. Eine solche Münsterpflege aber erfordert Zeit und — Geld. Arntz erörtert die Frage der verfügbaren Mittel und kommt zu dem Schlusse, daß mit den jährlichen Aufwendungen, die bisher von der Stadt Straßburg lediglich aus den eigenen Mitteln der von ihr verwalteten Stiftung Unserer lieben Frauen bestritten worden sind, künftighin das Nothwendige wohl kaum zu leisten sein wird. Und so scheint es ihm nicht zu früh, daß sich die Freunde des Straßburger Münsters zusammenschließen und in den Formen, die nun einmal das neuzeitliche Leben allen gemeinnützigen Bestrebungen aufgeprägt oder aufgedrängt hat, in den Formen des Vereins, ihre Theilnahme an den Geschicken des herrlichen Baues durch Wort und That bekunden. — Wir können nicht unterlassen, dieser aus warmem Herzen kommenden Anregung warm das Wort zu reden. Aus Vereinskraften ist in unserer Zeit schon viel geschehen, geschieht fortgesetzt nützlich und großes, wie es die einzelne Kraft nicht zu erreichen vermag. Das Jahr steht vor der Thür, in dem man beginnen will, dem großen Deutschen, der sich dermaleinst an dem Münster zu glühender Verehrung alter deutscher Art und Kunst begeisterte, dem jugendlichen Goethe, in Straßburg ein Denkmal zu errichten. Möchten die vaterländischen Empfindungen, die die Vollendung dieses schönen Regiments ermöglichen, sich auf das hehre Werk übertragen, dem der große Dichter leidenschaftlich huldigte; möchte die nicht ferne Straßburger Goethefeier den Anstoß geben zur Gründung eines Straßburger Münsterbauvereins! „Die Zukunft des Münsters ist nicht so wüstenlos, daß es nicht der Hilfe aller derer bedürfte, die sich wirklich um seine Zukunft sorgen, einer muthigen Schar, die über die zum Bau Berufenen den Schild hält und ihnen die Sorge abwehrt, es könne ihrer Arbeit einmal der Rückhalt fehlen. Das ist nicht bloß eine Zukunftsfrage für das Münster, das ist schon eine Gegenwartsfrage geworden.“ — d.

**Nach dem Jahresberichte des Conservators der Bau- und Kunstdenkmäler Lübecks** Baudirector Schaumann für 1898/99 wurde die Inventarisirung dort weiter gefördert, und die Verzeichnisse der in den Museen befindlichen Gegenstände wurden dem Conservator übergeben. Zahlreiche Wiederherstellungen sind zu verzeichnen. Das genau nach den alten Resten erneuerte nordöstliche Portal der Petrikerche erhielt einen reichen in Eichenholz geschnitzten gothischen Windfang. Ein bisher unbeachtetes vortreffliches Bild des Lübischen Malers Willigens vom Jahre 1605 in der Sacristei, die Kreuzigung in reicher figürlicher Umgebung darstellend, wurde nach Wiederherstellung durch Johannes Nöhning im Kirchenraume an gut beleuchteter Stelle wieder aufgehängt. Bei Einrichtung der Gasleitung im Dome wurden die hohen hölzernen Chorschranken mit schmiedeeisernen Wandarmen versehen, und das nordöstliche Paradies konnte, dank der Güte eines Stifters, mit zwei bronzenen Wandleuchtern geschmückt werden. Das Ablängen des Gestühls wurde fortgesetzt. Der Süderthurm der Marienkirche hat neue Kupferdeckung erhalten. Aus Anlaß eines Fundes reicher Holzintarsien unter Oelfarbe in der Aegidienkirche und angesichts der Nothwendigkeit, geldlich stark in Anspruch genommene Kirchengemeinden bei Unterhaltung ihrer Inventarstücke zu unterstützen, stellten Rath und Bürgerschaft dem Conservator für die nächsten fünf Jahre jährlich 2000 Mark zur Verfügung (vgl. Seite 42 d. Bl.). Die Arbeiten in der Kirche des Heiligen Geist-Hospitals sind nahezu vollendet; über sie sollen demächst in einem selbständigen Aufsätze in diesem Blatte nähere Mittheilungen gemacht werden. Die Wiederherstellung der stark vermorschten gothischen Holzschnitzereien über dem Marstallbogen am Burgthor erfolgte in sachgemäßer Weise durch den Bildschnitzer Erdtmann. Leider konnte der ursprüngliche Zustand des beschädigten Waldhüser Hünengrabes wegen der Schwere der Steine nicht wieder-

hergestellt werden, man mußte sich damit begnügen, die Steine in ihrer neuen Lage zu befestigen. Von Wichtigkeit ist es, daß das Reichsgericht die Auffassung des Lübecker Landgerichts getheilt hat, nach welcher das Hünengrab als ein Denkmal im Sinne des § 304 des Strafgesetzbuches anzusehen ist (vgl. S. 67 d. Bl.). Durch den Abbruch weiterer alter, wenn auch nicht gerade künstlerisch bedeutender Giebelhäuser ist leider wiederum ein Stück Alt-Lübeck verschwunden.

**Neidkopf.** Zu der Bemerkung auf S. 108 d. Bl. erhalten wir folgende weiteren Zuschriften:

1. „Im Anschlusse an die auf den ‚Neidkopf‘ bezüglichen Zuschriften auf S. 115 d. J. sei bemerkt, daß an der im Werrathale, im Kreise Witzzenhausen, liegenden Burg Ludwigstein gleichfalls ein solcher ‚Neidkopf‘ sich befindet, der dem etwa eine Meile entfernten Hannstein die breite Zunge zeigt.“ W.

2. „Auf S. 108 und 115 d. Bl. sind gewisse an einzelnen alten Häusern und Burgen angebrachte phantastische Köpfe der Besprechung unterzogen. Von den Einsendern wird die Vermuthung ausgesprochen, daß diese von ihnen ‚Neidköpfe‘ genannten Gebilde Sinnbilder des Schutzes gegen feindliche Gewalten seien. Dieser Annahme gegenüber möge die Frage gestattet sein, ob es nicht berechtigter ist, jene Gebilde im allgemeinen als Scherze, als Erzeugnisse des Volkshumors und der namentlich in der Ornamentik des Mittelalters zum Ausdruck gelangten lebhaften, oft sogar zügellosen Phantasie zu betrachten. An damaligen Bauwerken, besonders an Capitellen und Wasserspeiern, in der Handschriftornamentik, bei Initialen und Randeinfassungen, im späteren Mittelalter vorzugsweise auch an den geschnitzten Chorstützen, findet man überaus mannigfaltige Schöpfungen dieser Art. Menschliche Caricaturen, Köpfe in allerlei Zusammenstellungen und Verzerrungen, naturalistische und phantastische Thiere, meist lebhaft bewegt und mit Ranken und Blattwerk verbunden, legen Zeugniß ab von der Phantasie und dem oft sehr derben Humor jener Zeit. Man nahm durchaus keinen Anstoß daran, daß auch in den Kirchen solche Scherze sich geltend machten.“

Auch Köpfe mit ausgestreckten Zungen nach Art der erwähnten sog. Neidköpfe findet man sehr häufig unter diesen Gebilden. Aus romanischer Zeit sei hier ein solcher in der Kirche zu Biburg in Bayern erwähnt. Er ist zwischen anderen grotesken Thier- und Menschenfiguren, welche die Capitelle der Pfeiler schmücken, angebracht. Mehrere Köpfe, zum Theil mit ausgestreckten Zungen, von schön stilisirtem Laubwerk umgeben, befinden sich auch unter den phantastischen Gebilden, welche die Sitze der Chorstützen des Kölner Domes schmücken. — In der Stiftskirche zu Essen hat, wie hier beiläufig bemerkt sei, ein Steinmetz (wohl aus eigenem Antriebe, nicht auf Veranlassung der von den Aebtissinnen gewählten und abhängigen Canoniker) sich den Scherz erlaubt, auf der Fläche eines Pfeilers des im 13. bis 14. Jahrhundert für die Fürstbissinnen und Stiftsdamen eingerichteten Chores einen Eselskopf anzubringen, wahrscheinlich in der Absicht, die zeitweis auf dem Chore versammelten Damen zu verspotten. Daß man den ziemlich hoch angebrachten, nur ungefähr 10 cm großen Kopf anfangs nicht bemerkt hat, ist sehr wahrscheinlich, daß er aber auf die Dauer übersehen worden ist, erscheint undenkbar: trotzdem haben ihn die Aebtissinnen Jahrhunderte hindurch an genannter Stelle belassen. Daß die Freude an den Erzeugnissen des Humors, auch wenn er sich manchmal in derber Weise äußerte, im Mittelalter ziemlich allgemein war, ließe sich auch leicht aus allerlei damaligen Sitten und Gebräuchen nachweisen.“ G. II.

**Vom Hohenneuffen.** Im Eingange eines unter dieser Ueberschrift in Nr. 14 u. 15 d. Bl. enthaltenen Aufsatzes erklärt Herr Max Bach, daß er es für angezeigt halten müsse, die Ansicht von Dr. Paulus, der Hohenneuffen sei ein Bau Theodorichs des Großen, durch eine sorgfältige Beleuchtung der tatsächlichen Verhältnisse zu entkräften, und am Schlusse, daß Dr. Paulus es ihm wohl nicht verargen werde, wenn er, der Verfasser, in Anbetracht des von ihm vorgetragenen erdrückenden Beweismaterials sich gegen jene Hypothese erkläre. Er verschweigt dabei, daß ich schon vor Jahr und Tag in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins“ wie im „Schwäbischen Mercur“ durch eine Abhandlung und dann in öffentlicher Auseinandersetzung mit Dr. Paulus die Streitfrage so eingehend behandelt habe, daß, nachdem auch noch andere Blätter davon Notiz genommen, ich und mit mir wohl viele die Sache als nachgerade hinlänglich erledigt ansehen durften. Ich hatte dabei u. a. nachgewiesen, daß die angeblichen Theodorichsthürme augenscheinlich nach der Anweisung in Albrecht Dürers „Underricht“, also nach 1527 und höchstwahrscheinlich vom Herzog Ulrich nach 1534 erbaut seien, während die beiden oberen Schildmauern noch der ältesten Burg der Herren v. Neuffen angehören würden. Herr Bach veröffentlichte dann nach mir in den Albvereins-Blättern einen Aufsatz, in welchem er u. a. versicherte, daß aus „sowohl historischen als technischen“

Gründen die Thürme bald nach 1441, höchstens vor 1520 gebaut sein könnten (sonach auch von Dürer dabei nicht die Rede sein konnte), daß die Mauern der oberen Burg aber „unbedingt spätmittelalterlich“ seien. Es dürfte mich daher füglich überraschen, daß Herr Bach jene ersten Sätze nunmehr (vgl. S. 111, Sp. 2, Z. 12 u. f., S. 119, Sp. 1, Z. 11 u. f. und Sp. 2, Z. 38 u. f.) als von ihm gefundene vorträgt, ohne die Priorität eines Anderen, dem er sie sogar als entschieden irrthümliche bestritten hatte, auch nur anzudeuten. Ebenso hatte ich auch im Schwäbischen Mercur schon zuerst dargelegt, daß und weshalb die unter den Herzögen Ulrich und Christoph auf den Hohenneuffen verwandten Summen für die fraglichen Neubauten durchaus genügten.

Ohne weiter auf den Aufsatz des Herrn Bach eingehen zu wollen, möge mir hier nur gestattet sein, um der Sache willen gegen zwei Behauptungen desselben Verwahrung einzulegen, nämlich gegen die, daß die Bestimmung der Thürme schon für grobes Geschütz „vor allem“ durch die Kropflöcher seiner größeren Steine „bewiesen“ werde (S. 119), und daß die durch die ganze Mauerdicke gehenden runden Rüstlöcher „ein untrügliches Zeugniß für das spätere Mittelalter“ seien (S. 111). Die Mauerzange war offenbar schon zu einer Zeit allgemein im Gebrauch, als man noch gar nicht an Pulvergeschütz dachte, und Rüstlöcher der angegebenen Art kann man über die romanische Zeit hinaus sogar schon bei Römerbauten nach Belieben finden, wie sie denn z. B. v. Cohausen (Röm. Grenzwall, S. 180 u. f.) bei der alten Castellmauer von Wiesbaden ganz ebenso näher beschreibt und auf Tafel 23 abbildet.

Dr. Piper.

**F. Lippert †.** Am 9. d. M. starb in Ludwigshafen a. Rh. im Alter von 51 Jahren der Bezirksingenieur und Hochbau-Referent der pfälzischen Eisenbahnen Franz Lippert nach kurzem Krankenlager. Der Verstorbene fand neben der Erledigung seiner Berufsgeschäfte Zeit und Muße, sich namens der pfälzischen Kreisgesellschaft (des Bayerischen Architekten- und Ingenieurvereins der Inventarisierung der Baudenkmäler in der Pfalz zu widmen und diese Arbeit als Leiter des Unternehmens mit treuer Hingabe und Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten glücklich zu vollenden. Für das abgeschlossen vorliegende Werk „Die Baudenkmale in der Pfalz“ — 5 Bände, enthaltend die Beschreibung und die bildliche Darstellung von 273 Baudenkmalen — hat Lippert die meisten Aufnahmen und Beschreibungen selbst gefertigt, und sein Name erscheint hierdurch mit diesem verdienstvollen Unternehmen, das in Fach- und Laienkreisen wiederholt rückhaltlose Anerkennung gefunden hat, in einer das Andenken des Verstorbenen dauernd ehrenden Weise unaustilgbar verbunden.

J.

### Bücherschau.

**Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern.** 1. Band. Bearbeitet von Gustav v. Bezold, Dr. Berthold Riehl und Dr. Georg Hager. München 1899. Josef Albert. 17. Lieferung. Einzelpreis 10 M.

Die vorliegende, jüngst erschienene Lieferung des bayerischen Kunstinventarwerkes behandelt die Bezirksämter Erding und Ebersberg des Kreises Oberbayern. Der Bezirk Erding ist arm an bedeutenderen Baudenkmalen. Die romanische Zeit weist nur kleine, größtentheils schmucklose Kirchen auf. Der Schwerpunkt der Architektur liegt in der Spätgotik, als deren hervorragendste Leistung im Bezirk die Pfarrkirche von Erding, eine stattliche Hallenkirche, erscheint, die aber im 17. Jahrhundert im Innern umgestaltet wurde. Wie bei der Erdinger Pfarrkirche macht sich auch bei den zahlreichen gotischen Landkirchen des Bezirkes das Hereinragen der Landshuter Schule geltend, was sich sehr einfach dadurch erklärt, daß das Gericht Erding bis 1504 den Herzögen von Landshut unterstand. Auffallend ist der Mangel an Strebepfeilern bei beinahe der Hälfte der Bauten. — Die Baukunst der Renaissance weist keine erheblichen Leistungen auf. Anziehender erscheinen das 17. und 18. Jahrhundert durch die Maurerfamilie der Kogler, in der das Amt eines Erdinger Stadtmauermeisters durch mehrere Glieder sich vererbte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts ist ein Anton Kogler der gesuchteste und tüchtigste Baumeister, dem beinahe alle Bauten von 1700 bis 1730 in der Erdinger Gegend zuzuschreiben sind. Für die weitere Bauthätigkeit des 18. Jahrhunderts kommt dann, und zwar durch gefällige Thurmbauten, namentlich Anton Koglers Palier Johann Baptist Lethner in Betracht. — Bildhauerei und Malerei scheinen in der gotischen Zeit in gleicher Weise wie die Architektur von der Landshuter Schule abhängig zu sein, im 17. und 18. Jahrhundert treten neben Landshuter Meistern auch Münchener auf. Die älteste Malerei des Bezirkes ist das Wandgemälde des jüngsten Gerichtes in Notzing von ungefähr 1450, dem sich die sehr beachtenswerthen Tafeln des Altars in Wartenberg anreihen. Die Renaissance bietet nur ein bedeutenderes

Bild „Pauli Enthauptung“ in St. Paul in Erding, während das Rocco eine schöne Reihe guter Leistungen, namentlich an Deckenfresken, aufweist. — Zwei romanische Tympana (in Wartenberg und Oberneuching) um 1200 leiten die Bildhauerei ein; das 14. Jahrhundert ist nur durch zwei Werke vertreten, das 15. Jahrhundert bot namentlich in Holzfiguren und in dem Altare der Gottesackerkirche in Wartenberg eine schöne Ausbeute. Aus der Spätzeit sind nur die zu den besten Werken der Roccobildnerei Altbayerns gehörigen Figuren in Maria Thalheim zu nennen.

Das Bezirksamt Ebersberg weist in dem dem Uebergangsstil angehörigen Westbau der Ebersberger Klosterkirche den frühesten kunstgeschichtlich bemerkenswerthen Bau auf; die kleineren romanischen Kirchen entbehren der Bedeutung, da Kunstformen an ihnen nicht auftreten und auch die Grundrisse keine außergewöhnlichen Anlagen aufweisen. Außerordentlich wichtig erscheint es dagegen, daß architektonische Einzelheiten der Ebersberger Kirche, wie die rohen, kelchartigen Capitele, einen Zusammenhang mit Salzburg, insbesondere mit zwei Jochen des Kreuzganges von St. Peter erkennen lassen. Den größten Aufschwung nahm die Bauthätigkeit im 15. Jahrhundert, und hier ist sowohl ein Einfluß der Landshuter Schule wie Münchens wahrzunehmen. Es ist das Verdienst G. Hagers, hier zwei bisher unbekannte Münchner Baumeister Erhard und Ulrich Randeck entdeckt zu haben (s. auch Monatsschrift d. hist. Vereins v. Oberbayern 1895, S. 34 u. f.). Die Thätigkeit und die Stileigentümlichkeiten der beiden Meister werden in der Einleitung zum Bezirksamt Ebersberg einer eingehenden Betrachtung unterzogen, da neben dem Langhausbau der Ebersberger Klosterkirche noch eine Reihe von umliegenden, in Diensten des Klosters aufgeführten Bauten jenen zugeschrieben werden müssen. Aehnlich wie in Erdinger Bezirke entbehren die meisten gotischen Kirchen auch dieses Bezirkes der Strebepfeiler. Als gotische Profangebäude sind das Rathhaus in Ebersberg und die Schlösser Oelkofen und Hirschbichel zu verzeichnen. Hervorragende Renaissancebauten vermissen wir; interessant erscheint die Nachwirkung des gotischen Kirchengrundrisses durch das ganze 16. und 17. Jahrhundert. Neben den einheimischen Meistern begegnen wir im 17. Jahrhundert im Bezirke auch zwei Vorarlbergern, dem Michael Beer, der ehemals in Jsny arbeitete, und dem Einsiedler Baumeister Johann Moosbrugger. Beide sind am Ebersberger Residenzbau thätig, der jedoch sehr nüchtern gehalten ist. Um so bedeutender ist die nach Vollendung dieses Werkes 1668 umgebaute, reich mit Stuck geschmückte Sebastianscapelle des Klosters, welche den durch den Bau der Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen bekannten Jesuitenlaienbruder Heinrich Maier von München zum Meister hatte. Das 18. Jahrhundert weist auch in diesem Bezirke keinen allgemein hervorragenden Bau auf. — Wie in der Baukunst bildet auch in den anderen Künsten das Kloster Ebersberg den belebenden Mittelpunkt. Dort finden wir als hervorragendste Leistung der Bildnerei das herrliche Stiftergrabmal des Münchener Meisters Wolfgang Leb (1500). An trefflichen gotischen Einzelfiguren ist der Bezirk sehr reich. Auch gute gotische Altäre sind vorhanden. Die Malerei blühte vorzugsweise in den Miniaturen, wovon verschiedene Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Zeugniß geben. Gotische Tafelgemälde besitzt nur die Kirche in Traxl.

Es kann nicht die Absicht sein, hier auf den Inhalt der neuen Lieferung noch näher einzugehen, die, dank reicher Benutzung von Archiv-Notizen, neben den erwähnten hauptsächlichsten Ergebnissen noch eine ziemliche Anzahl für die örtliche Kunstgeschichte beachtenswerther Forschungsergebnisse bietet. Wenn durch die stärkere Betonung der urkundlichen Belege und Forschungen die neue Lieferung gegenüber den meisten früheren zu sehr aus dem Rahmen zu fallen scheint, so wird dies doch kaum zum Vorwurfe gemacht werden können. Das gleiche gilt auch von den Abbildungen, an denen die neue Lieferung weit reicher als die vorhergehenden ist. Gute Zeichnungen besagen ja oft viel mehr als eine noch so sorgfältige Beschreibung. Außer den etwa 100 kleineren Abbildungen im Text sind in dem zur Lieferung gehörigen Atlashefte noch gegen 60 größere Zeichnungen und photographische Aufnahmen in größtentheils sehr guter Wiedergabe enthalten.

W.

**Inhalt:** Die Verunstaltung von Hameln an der Weser. — Die Burgberge und Pfahlbauten in Ostpreußen. — Die Loggia von Lesina. — Vermischtes: Herausgabe eines Werkes über das deutsche Bauernhaus. — Denkmalpflege im Königreiche Sachsen. — Wiederherstellung vom Inneren der Ignaz-Kirche in Mainz. — Aufgrabungen in der St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg. — Bauliche Schäden des Straßburger Münsters. — Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler Lübecks. — Neidkopf. — Vom Hohenneuffen. — Bezirksingenieur Franz Lippert in Ludwigshafen †. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: O. Hofsfeld, Berlin.  
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Druck von J. Kerskes, Berlin.